

Gerhard Lohfink / Ludwig Weimer

Maria - nicht ohne Israel

Eine neue Sicht der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis.
Freiburg im Breisgau: Herder, 2008. - 443 S.

Um es gleich zu sagen: Das Buch ist wichtig, denn es nimmt einen Auftrag des letzten Konzils an die Theologen wahr. Die Kirchenversammlung hatte darauf gedrängt, über die Rolle der Gottesmutter im Heilsgeschehen vertieft nachzudenken und weiterhin offene Fragen aufzuhellen (vgl. LG, 54). Zudem verortet das Buch Maria zuallererst im Volk Gottes. Auch die Ekklesiologie des Konzils gipfelt ja in einer Mariologie, nachdem sich die Konzilsväter entschieden hatten, diese in die dogmatische Konstitution über die Kirche einzugliedern: In Maria schaut die Kirche auf ihren Anfang, ihr Urbild und zugleich auf ihre Vollendungs-gestalt. Gerhard Lohfink und Ludwig Weimer sind Autoren der Katholischen Integrierten Gemeinde. Deren theologisches Anliegen die Geschichte des Volkes Gottes als eine Kontinuität von Israel zur Kirche des neuen Bundes zu begreifen, klingt auch in der Titelgebung mit an und wird im Werk konsequent durchgehalten: „Maria“ darf und kann eben „nicht ohne Israel“ in ihrer heilsgeschichtlichen Rolle verstanden werden. Zugleich weitet sich der Blick noch einmal über Israel und die Kirche hinaus: Wenn die Mutter des Herrn mitten in Israel und als Tochter ihres Volkes trotzdem zugleich ein neuer Anfang, eine neue unverdorbenene Schöpfung ist, dann geht es nicht mehr nur um Juden oder Christen, sondern zugleich um die ganze Menschheit, ja um die ganze Schöpfung, die mit Paulus „in Wehen liegt“ und sehnsüchtig auf die Kinder Gottes, also auf die neue Schöpfung wartet (vgl. Röm 8, 19ff.). Diese Weitung drückt sich im Untertitel aus, denn Maria ist mit einem Wort von Ida Friederike Görres „das unverdorbenene Konzept der Schöpfung“ (S. 383ff.). Natürlich ist diese Sicht nicht so neu, dass sie sich nicht in Kontinuität mit Vielem befände, was in der Kirche immer schon über Maria gedacht und verstanden wurde. So vor allem bei den Kirchenvätern, die das Verhältnis von Maria und der Kirche bis hin zu ihrer Quasi-Identifikation vielfach gesehen und benannt hatten (vgl. besonders S. 272ff.). Und auch das Thema der „ecclesia ab Abel“, also der Kirche, die geheimnisvoll und verborgen schon im Anfang der Schöpfung durch Gottes Heilswirken anhebt, ist nicht neu. Neu ist eher, dass die Linien von Maria her konsequent und in einer Gesamtschau nicht allein „nach vorne“ auf die Kirche hin ausgezogen werden, sondern ineins damit gewissermaßen „nach hinten“ auf den Alten Bund und von dort auf die ganze Schöpfung hin. Es ist der integrierte, systematische Gesamtentwurf, der m.E. mit einigem Recht beanspruchen darf, originell zu sein.



ISBN 978-3-451-29789-2
EUR 28.00

Das Werk setzt bei der schwierigen Frage nach der Sünde und insbesondere der Erbsünde ein. Die Schöpfung, und darin besonders der Mensch als Ebenbild Gottes, ist gefallen, verdorben, tödlich verwundet. Der Mensch steht irgendwie mit seiner Welt und in seiner Geschichte in einem Unheilszusammenhang. Wird dieser nun mit Recht auf den Begriff der Erbsünde zurückgeführt, dann muss erklärt werden, wie diese einerseits auf alle Menschen übergreift, aber mehr noch, wie angesichts der Evolution zuvor eine personale Tat oder eine personale Verweigerung am Anfang dieses sich dann immer mehr ausweitenden und alles erfassenden Unheilszusammenhangs stehen kann. Die Autoren lassen sich also auf den schwer fassbaren Zusammenhang zwischen Evolution und Erbsünde ein. In Anlehnung an Robert Spaemann argumentieren sie: Die Erbsünde wird mit der Tradition nicht zuerst als positive Qualität verstanden, sondern vor allem als ein Mangel begriffen, als das Fehlen einer Ursprungsgerechtigkeit, die der Mensch von seinen Vorfahren hätte erben können oder sollen. Wenn sich die Menschheit nun von ihrer Natur her evolutiv immer mehr in die Offenheit eines nicht bloß naturhaften, sondern zugleich vernunftgemäßen, geistigen Verhältnisses zur Welt hinentwickelt hat, dann impliziert solche Vernunftbegabung notwendig auch Selbsttranszendenz auf den Anderen und auf Gott hin. Spaemann sieht also den Menschen als ein Wesen, das an einem bestimmten Punkt der Evolution von Gott herausgefordert war, diesen Schritt in die volle Fähigkeit zur Selbstüberschreitung in die Gottesbeziehung hinein zu tun – und damit notwendig in die Anerkennung, eben selbst nicht Gott zu sein. Diesen Schritt hat der Mensch in diesem Stadium der Evolutionsgeschichte nicht gewagt oder getan. Und dieses Zurückbleiben hinter den eigenen, angebotenen Möglichkeiten einer Entwicklung hat ihn zu einem Wesen gemacht, bei dem seine triebhaft-naturale Selbstzentrierung mit der vernunftgemäßen Möglichkeit der Selbstüberschreitung in ein Missverhältnis geriet. Der Mensch blieb fortan vor allem ein auf sich bezogener und von Gott abgewandter Egoist. Ihm ist freilich seine Fähigkeit zur Gottesbeziehung nun nicht radikal abhanden gekommen, aber eben so verwundet, dass er darin weder auf Dauer noch aus eigener Kraft bleiben kann.

Die Erwählung Israels und die Geschichte Gottes mit seinem auserwählten Volk lesen die Autoren folglich unter dem Interpretationsrahmen „Kampf gegen die Erbsünde in Israel“ (S.105ff.) – und zwar in allen wesentlichen Phasen oder Institutionen dieser Geschichte. Die Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens ist Befreiung in die Freiheit der Gottesbeziehung, die im Bund der Tora ihren verbindlichen Rahmen bekommt, der hilft in dieser Beziehung zu bleiben und nicht wieder in Sünde und Knechtschaft zu fallen. Der Tempelkult schenkt dem Volk die Möglichkeit der Sühne und Erneuerung nach dem Fall, die Propheten machen immer neu deutlich, dass das Wort Gottes unmittelbar gegenwärtig ist, und zur Umkehr ruft. Die Weisheitsbücher schenken die Erfahrung, dass bereits die Schöpfungsordnung in sich gut und vernunftgemäß ist und dass Sünde „Leben gegen den Schöpfungssinn“ (S. 206) ist. Und schließlich wird – mit einigen Redundanzen – immer wieder die biblische Rede vom „Rest“ und vom „heiligen Rest“ bemüht, von den Wenigen also, die die Treue Gottes verdeutlichen, vom Rest, der dafür sorgt, dass durch allen sündigen Abfall und alle Katastrophen hindurch dennoch das Volk nie ganz untergeht. Ein Rest bleibt und

dieser Rest wird in der hl. Schrift allmählich aber immer ausdrücklicher als derjenige Teil des Volkes verstanden, der seinerseits dem Herrn die Treue bewahrt. Ein heiliges Volk, Israeliten, die „kein Unrecht mehr tun“ (vgl. etwa Zef 3, 12-15).

Von da aus ergibt sich der Übergang zur Mariologie: Maria ist der heilige Rest Israels, der Mensch, der aus Gnade in Person alles verkörpert, was in Israel gut und heilig ist. Maria versteht sich im Magnifikat selbst, als die, die in Zukunft von allen Geschlechtern gepriesen wird, und zugleich als die, die nicht verständlich ist ohne die Geschichte ihres Volkes, dem Volk Gottes. Die Autoren lesen – mit einigem exegetischem Recht – das Magnifikat als Marias eigenen, rückschauenden Lobpreis auf die Großtaten Gottes, die im Heilshandeln Gottes an ihr eine endgültige geschöpfliche Zielgestalt finden. Sie wird in lebendiger Person der Ort der Gegenwart Gottes und ist deshalb „Figuration“ (S. 218ff.) für ganz Israel, die Tochter Zion, das neue Jerusalem, der Ort, an dem Gott wohnt und in der sein fortwährender geschichtlicher Kampf gegen die Erbsünde, überwunden ist. Maria ist die neue, auf Gott hin ganz offene Schöpfung, Zielsinn des erlösenden Handelns Gottes am Menschen. Es wird überzeugend erläutert, wie diese Erlösung, die allein in und durch Christus geschieht, als Voraushandeln Gottes verstanden werden kann, das dennoch das freie, mitwirkende Ja Marias erfordert: In Maria wird deutlich, was der Mensch immer schon ist und sein kann. Der große Zusammenhang des Werkes beeindruckt, doch bisweilen ist der Ton, in dem dieser weite Ausgriff sich präsentiert, etwas triumphierend und absolut formuliert (nur exemplarisch: 223: „Es führt exegetisch kein Weg daran vorbei...“; S. 354: „Es erübrigt sich also, zu rätseln...“, S. 258: „Eines ist sicher...“).

Kritische Anfragen seien erlaubt an das dargestellte Verhältnis von Erbsündenfrage und Evolution. M. E. ist der Spielraum der Theologie in der Frage nach Monogenismus oder Polygenismus weit weniger „offen“ als die Autoren behaupten (vgl. S.76). Immerhin stellt die Enzyklika „Humani generis“ fest, dass die Kirche wenigstens in der Frage nach dem Polygenismus „keineswegs eine solche Freiheit“ der Diskussion habe (DH 3897) und weist ihn folglich zurück. Ob die deutenden Bilder aus dem Buch Genesis im Blick auf die Ursprungssünde die Möglichkeit zulassen, den originären Sündenfall ausschließlich als passive Unterlassung statt der Darstellung in der hl. Schrift gemäß als aktive Tat zu deuten, ist wenigstens problematisch. Das heißt nicht, dass der Erklärungsversuch nicht diskussionsfähig ist und mögliche Auswege aus einem Dilemma aufzeigt. Indessen müsste m.E. wenigstens zusätzlich gezeigt werden, dass eine ursprüngliche Einfachheit des Menschen nicht notwendig mit tierischer Primitivität zusammengedacht werden müsste. Warum kann am Anfang der Menschheit nicht ein Wesen stehen, das im evolutiv geschehenen Erwachen seiner Geistigkeit zugleich und von Anfang an – gerade in dieser Einfachheit – in tiefster, unmittelbarer, innerer personaler Nähe zu seinem Schöpfer lebt? Ein Wesen, das dann aber die ihm aus seiner Geistigkeit zugewachsenen und immer neu zuwachsenden Möglichkeiten, die es nach und nach selbst entdeckt, schließlich alleine sich selbst zuschreibt, nicht mehr verdankt und sich damit gegen den Schöpfer verschließt. Dann wäre das Herausfallen aus der personalen Ursprungsgemeinschaft mit Gott immer noch in den evolutiven Prozess eingeschrieben, aber ohne die Annahme, dass es einen „heilen Anfang“ nie gegeben habe, und dass dieser quasi verpasst worden sei,

wie die Autoren vermuten (S. 72). Auch das dürfte übrigens nicht einfach mit dem Schriftbefund harmonisierbar sein. Der große Durchgang durch die Heilsgeschichte hat freilich seine Stärken gerade in seinem konsequenten Bezug zur hl. Schrift, wenn es auch flankierender Einsichten aus dem personalistischen und dialogischen Denken bedürfte, die insbesondere anthropologisch einsichtig machen, was ursprüngliche, unmittelbare Gemeinschaft mit Gott genauerhin meint; weiterhin, wie sich von dorthier Stellvertretung verstehen ließe, wie sich also ein Handeln Marias für und anstelle von ganz Israel, ja für die ganze Schöpfung vertieft verstehen lässt; mehr noch, wie Maria nicht nur symbolisch-figurativ die Kirche darstellt, sondern in gewisser Hinsicht ursprünglich ist und bleibt. Diese Anmerkungen zeigen, dass hier kraftvoll und fruchtbar eine Schneise geschlagen wurde, für einen Weg, der nun von mehreren Seiten her ergänzend weitergedacht werden sollte.

Stefan Oster SDB

Veronika Hoffmann

Vermittelte Offenbarung

Paul Ricoeurs Philosophie als Herausforderung der Theologie.

Mainz: Matthias Grünewald, 2007. - 316 S.

Vorliegende Studie von Veronika Hoffmann, zur Zeit Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Dogmatik an der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Erfurt, geht auf ihre, an der Universität Münster unter Leitung von Jürgen Werbick erstellte Dissertation zu Paul Ricoeur und seine „Anregungen“ für eine Offenbarungstheologie zurück. Sie stellt einen wichtigen Beitrag zur weiteren Rezeption Ricoeurs in der katholischen systematischen Theologie dar. Dabei konzentriert V. Hoffmann sich auf den Stellenwert des Vermittlungsgedankens im Denken Ricoeurs und macht ihn – gerade angesichts vielfältiger neuer Herausforderungen in „religionsproduktiven“ Zeiten – für die Offenbarungstheologie fruchtbar. „Vermittelte Offenbarung“ ist ihre zentrale These, die sie in den drei Teilen der Studie in beeindruckender klarer gedanklicher Führung herausarbeitet: Der 1. Teil legt eine „Typologie der Ausblendungen des Vermittlungsproblems“ in theologischen Entwicklungen der Gegenwart – sowohl im evangelischen, als auch katholischen Kontext – vor, im 2. Teil ist der Blick auf Paul Ricoeurs Philosophie als eine „Phi-



ISBN 3-932931-95-5
EUR 35.00